

(Ent-)Gendern

Sozialphilosophische Perspektiven

Heribert Nix

1 Zusammenfassung

Gendersensible Sprache breitet sich immer weiter aus – ungeachtet aller Widerstände und Skepsis signalisierenden Umfrageergebnissen. Einwände kommen nicht nur von erklärten Gegnern, sondern auch von durchaus wohlgesonnenen Sympathisant:innen: Umständlich, sprachflusshemmend, sexusfixiert. Tatsächlich betonen viele Formulierungsvorschläge geschlechtliche Binarität und ersetzen damit eine männliche Fixierung durch eine forcierte Aufteilung nach weiblich und männlich. Konsequenz zu Ende gedacht wird Gleichbehandlung mithin erst durch ein Entgendern möglich.

Wie auch immer eine Lösung aussehen mag, sie muss sich in einem Diskursfeld behaupten, das die gesellschaftliche Konstellation reflektiert. Eine neutrale Position lässt sich hier nicht mehr einnehmen, weil jeder Text selbst sich performativ zur Genderfrage verhalten, sich für Formulierungen entscheiden muss. Hierdurch gerät eine *sozialwissenschaftliche* Beobachtung, die für sich wissenschaftliche Distanz und Neutralität beansprucht, zur Unmöglichkeit, sodass eine *sozialphilosophische* Betrachtung notwendig erscheint.

Schlüsselwörter

Entgendern, Gesellschaftstheorie, Sozialphilosophie

2 Summary

Gender-sensitive language is becoming more and more widespread – despite all resistance and survey results signaling skepticism. Objections come not only from declared opponents, but also from sympathizers: Cumbersome, inhibiting the flow of language, sex-fixated. In fact, many formulation proposals emphasize gender binarity and thus replace a male fixation with a forced division into female and male. Consequently, equal treatment becomes possible only by degendering.

Whatever the solution, it must assert itself in a field of discourse that reflects the social constellation. A neutral position can no longer be taken here, because every text itself must relate performatively to the gender question, must decide on formulations. A social-scientific observation, which claims scientific distance and neutrality for itself, thus

becomes impossible, so that a change to a social-philosophical view seems inevitable.

Keywords

degendering, social theory, social philosophy

3 Gendern

Die deutsche Sprache privilegiert im überlieferten Gebrauch die männliche Form und ignoriert auf diese Weise die Hälfte der Bevölkerung. Frauen sollen sich davon mit angesprochen fühlen, obwohl genau das sprachlich *nicht* zum Ausdruck kommt. Das generische Maskulinum ist nicht einfach nur eine etablierte Konvention, sondern es prägt unsere Vorstellungen, die uns beim Lesen und Hören durch den Kopf gehen. Wenn von Ärzten, Bürgern oder Fußballern die Rede ist, haben wir unwillkürlich *Männer* vor Augen. (vgl. Pollatschek 2022) Im Singular, wenn es für allgemeine Aussagen gebraucht wird, tritt die Wirkung noch stärker zu Tage:

Wenn man krank ist, soll man zum Arzt gehen.

Zum *Arzt*, nicht zur *Ärztin*. Freilich könnte man einfach hinzufügen: ›oder zur Ärztin‹. Doch dann bliebe immer noch das formal ebenso geschlechtsunspezifische wie unpersönliche, mithin generalisierende Personalpronomen ›man‹, bei dem ungerührt männliche Bezüge dominieren. Es ist nicht zu überhören, dass das Wort ›man‹ auf den gleichen Wortstamm zurückgeht wie das Wort für männliche Erwachsene, mit dem es auch seine Aussprache teilt.

Wenn *man* im Deutschen von *Menschen* – noch ein Wort das sich etymologisch vom gleichen Wortstamm herleitet – im Allgemeinen spricht, redet *man*, wie auch immer *man* formuliert, von *Männern*, als gäbe es keine anderen Gesellschaftsmitglieder. Angesichts dieser unbefriedigenden Situation wird nach Formen gesucht, welche geeignet erscheinen, diese völlig unnötige, im Sprachgebrauch aber hartnäckige Einseitigkeit aufzuheben. Frauen sollen endlich Eingang in eine Sprache finden, die sie tagtäglich verwenden und von der sie sich tagtäglich angesprochen fühlen sollen, in der sie aber nicht vorkommen bzw. bestenfalls nur, sofern die Rede direkt auf sie als einzelne weibliche Person kommt.

Um endlich auch die andere Hälfte der Bevölkerung in die Sprache zu integrieren, wird mit verschiedenen Formen experimentiert, wobei allein für die Bezeichnung von Personen einige Varianten kursieren: Bürger/innen, BürgerInnen, Bürger_innen, Bürger*innen oder Bürger:innen. Durch Anfügen von ›innen‹ an den Wortstamm wird das Nomen in eine weibliche Form überführt, wobei eine Kennzeichnung an der Bindestelle, den Männern wohl signalisieren soll, dass sie nicht vergessen sind. Beim Sprechen bringen Virtuos:innen das durch eine kleine Pause, die *Gender-Gap*, zum Ausdruck.

Bei allen Unterschieden im Detail zeichnet sich unter Anhängern der gendersensiblen Sprache also zumindest bei der Benennung von Personen ein gemeinsames Vorgehen ab. Bei anderen Schwierigkeiten, welche die deutsche Sprache dem *Gendern* durchaus bereitet, herrscht mehr Uneinigkeit. Am besten vermeidet *man* – oh, Verzeihung: Am besten wäre es deshalb, männlich konnotierte Formulierungen zu vermeiden. Aus der Not,

soll *frau:man* also eine Tugend machen! Doch das ist nicht immer so einfach und kann das eigene Sprachvermögen dann schon mal herausfordern – oder *eine:n* zum Verstummen bringen!

4 Ändern

Obwohl die weibliche Hälfte der Bevölkerung sich dadurch endlich angesprochen fühlen kann, weckt das Gendern nicht wenig Unzufriedenheit. Zuallererst wäre hier der holprige, umständliche Sprachfluss zu nennen: Die Gender-Gap kommt beim Sprechen einem Stolpern gleich und wird beim Lesen mitsamt dem folgenden ›innen‹ leicht übersprungen, sodass weiterhin die männliche Assoziation dominiert, lediglich Texte und Zungen Zusatzaufwand betreiben. Es fühlt sich an wie eine Art Buße für Jahrtausende männlich fehlgeleiteter Sprachentwicklung. Niemand kann etwas dafür, aber wir alle müssen das jetzt durch eine Art Besteuerung von Sätzen mit einem oder mehreren ›innen‹ begleichen, was mit *Gap* zu allem Überfluss allzu leicht eher Assoziationen ans Gegenteil von *außen* weckt denn an Frauen.

Denkt *frau:man* aber tatsächlich bei jedem ›innen‹ an Frauen, droht der umgekehrte Effekt zum generischen Maskulinum: Ein generisches Femininum nimmt seinen Platz ein. So sehr Gendern formal auf beide Geschlechter verweisen möchte, so sehr folgt es grammatikalisch der weiblichen Form: Kolleg:innen nicht Kolleg*en*:innen, Friseur:innen nicht Friseur*e*:innen, Ärzt:in nicht Arzt:in.

Schwierig ist auch die Verwendung von Pronomina oder Artikeln. Sätze werden dadurch oft umständlich und bei mündlicher Verwendung kaum noch nachvollziehbar. An Stelle der beabsichtigten Mitteilung rückt dann das Gendern in den Mittelpunkt.

Jede:r Kolleg:in wurde an ihrem:seinem Arbeitsplatz ein neuer Bildschirm bereitgestellt.

Wenden Sie sich an die:den Ärzt:in Ihres Vertrauens. Sie:er wird Sie beraten.

Mag Gendern vielleicht auch eine Sache der Gewöhnung sein, geht seine Umständlichkeit unweigerlich zu Lasten von Prägnanz und Nachvollziehbarkeit. Genau das hemmt seine Verbreitung. Viele sind einfach nicht bereit, ihren Sprachgebrauch in diesem Ausmaß zu ändern und nach alternativen, teilweise holprigen Formulierungen zu suchen – oder sie sind davon schlicht überfordert. *Frau:man* denke nochmals an den Umgang mit dem generalisierenden Personalpronomen ›man‹, das in jedem Satz durch ›*frau:man*‹ zu ersetzen wäre, falls *einer:m* einfach keine alternative Formulierung einfallen will. *Frau:man* nähme damit vielen auch ein sprachliches Mittel. Zwar kann ›man‹ oft durch ›wir‹ ersetzt werden, doch das funktioniert nicht überall, ohne dass sich die Bedeutung verschiebt:

Das kann man so machen, muss man aber nicht!

Man steckt jedenfalls tief im deutschen Sprachgebrauch und der Wortstamm, in dem offenbar der Ursprung allen Übels liegt, hält noch mehr Ungemach bereit: Nicht nur ›man‹ und ›Mensch‹ haben die gleiche etymologische Wurzel wie ›Mann‹, sondern auch so

genannte Indefinita (die deshalb gar nicht so indefinit sind) wie ›jemand‹ und ›niemand‹; Wörter also, die zwar seltener vorkommen, aber umso argloser über die Zunge gehen:

Könnte bitte jemand das Fenster öffnen!

5 Entgendern

Das größte Problem des Genderns wurde dabei noch gar nicht genannt: Es liegt noch nicht einmal so sehr in seiner technischen Umsetzung, für die sich sicherlich Lösungen finden lassen, sondern darin dass es *gendert*. Statt geschlechtliche Zuweisungen zu vermeiden, betont es sie in ihrer »Binarität«. (A. Rödder und S. Rödder 2022) Nicht nur die Differenzierung von Mann und Frau tritt deutlich hervor, sondern auch eine Absage an jede andere (Un-)Geschlechtlichkeit. Die Wurzel dessen, wogegen es sich eigentlich richtet, die pathologische Überbetonung geschlechtlicher Differenzen und die Scheidung in genau zwei Geschlechter, erfährt durch das Gendern lediglich ihre Perpetuierung und Festigung. Der Gleichbehandlung aller Personen, gleichgültig welchen Geschlechts oder welcher (Selbst-)Zuschreibungen, bereitet sie jedenfalls nicht den Weg.

Bereits 1992 hat *Hermes Phettberg* Formulierungen vorgeschlagen, die ein *Entgendern* ermöglichen, der Binarität des Deutschen also einen Ausweg weisen wollen. (vgl. Kronschläger 2020, 2022) Statt *von der:m Leser:in* spricht Phettberg *vom Lesy* bzw. im Plural *von den Lesys*. Damit wendet sich Phettberg konsequent von gebräuchlichen Formen ab und schafft so Distanz zum binären Sprachgebrauch.

Doch der Vorteil ist auch ein Nachteil: Die resultierenden Formen wirken zu fremd, um sich leicht zu etablieren. Ob *man* – diese Form rührt Phettberg nicht an – will oder nicht, es schwingt außerdem immer eine Verniedlichung mit, die in einigen Fällen schlicht unangemessen wirkt: das Kanzly, das Arzty, das Chefy, das Mördy, das Flüchtlingy. Gerade weil es lustig klingt, dürfte die Akzeptanz darunter leiden. Zudem treten Formen mit irreführenden Assoziationen auf: Fußballly, Repräsentanty, Kaufmanny. Auch wirken gerade kurze Bezeichnungen teilweise verwirrend: Bäcky, Schreiny, Makly, Boxy. Missverständnisse sind vorprogrammiert.

Während Phettberg sich bei Personenbezeichnungen von gebräuchlichen Formen bis hin zur Unverständlichkeit distanziert, setzt er bei Pronomina im Kontrast dazu auf das bestens vertraute generische Neutrum:

Wenden Sie sich an das Arzty Ihres Vertrauens. Es wird Sie beraten. Beachten Sie seine Öffnungszeiten.

Formal umgeht Phettberg damit zwar das Maskulinum, trotzdem klingt dieses gerade bei den Possessivpronomen durch, da sächliche und männliche Formen hier identisch sind. Da ›man‹ und ›jemand‹ unverändert bleiben, ergibt sich eine merkwürdige Schieflage: Dem Zuviel an Distanz bei Personenbezeichnungen steht ein Zuwenig bei den Pronomina gegenüber.

Trotzdem darf Phettbergs Vorschlag als richtungsweisend gelten, weil er überhaupt erst ermöglicht, zu *entgendern*. Statt den Ansatz zu verwerfen, könnte myn es deshalb auf

einen Versuch ankommen lassen, ob sich die beiden gegenläufigen Schwächen nicht mildern und für beide ein konsistenter Weg verfolgen ließen. Das Ziel wäre dann eine gewisse Distanz zu gebräuchlichen männlichen wie weiblichen Formen bei gleichzeitiger Nähe zum gewohnten Sprachgebrauch. Das Entgendern soll einen les- und hörbaren Unterschied machen, ohne den Sprachfluss umzuleiten und den Sprachrhythmus zu unterbrechen. Das von Phettberg vorgeschlagene ›y‹ könnte hierfür einen wertvollen Dienst erweisen.

Indem *myn* die Wörter nicht kürzt, sondern lediglich ein ›y‹ einschiebt, bleibt der gewohnte Sprachgebrauch erhalten, während seine Aussprache als ›ü‹ statt als ›i‹ eine Verniedlichung vermeidet und die Distanz zur männlichen Form aufrecht erhält. Des weiteren ließen sich alle personalisierten Formen durch die Verwendung eines ›y‹ als entgendert ausweisen: *dys Lesyr*, *dy Repräsentynten*, *dys Flüchtlyng*. Ebenso ließe sich mit den Pronomina verfahren:

Jedym Kollegyn wurde an syhnem Arbeitsplatz ein neuer Bildschirm bereitgestellt.

Wenden Sie sich an dys Yrzt Ihres Vertrauens. Ys wird Sie beraten. Beachten Sie syhne Öffnungszeiten.

Könnte bitte jemynd das Fenster öffnen.

Das kann myn so machen, muss myn aber nicht!

Zugegebenermaßen fügt sich ein solches Vorgehen deshalb leichter in den Sprachgebrauch, weil es eine gewisse Nähe zu gebräuchlichen Formen aufweist. Es nimmt Anklänge ans gewohnte generische Maskulinum notgedrungen hin, weil es dem generischen Neutrum folgt, um Verständlichkeit und sprachliche Mittel zu erhalten. Dafür es bricht durchgängig mit jeder geschlechtsspezifischen Form und vermeidet die mit jeder Binarität einher gehende Notwendigkeit doppelter Formulierungen und Verfestigung der Unterschiede. Selbst im Singular ließen sich Persynen geschlechtsneutral benennen und so peinliche Fehlzuschreibungen verhindern. Entgendern enthält sich jeder Zuweisung und macht damit auch niemynden zur Sache, weil es nicht gleichlautend zur sächlichen Form ist. Es handelt sich um eine eigene Form, sozusagen ein generisches *Ypselinum*.

Um die nötige Distanz zum generischen Maskulinum hinreichend zu erzeugen, kommt der Betonung des ›y‹ die Aufgabe zu, neutrale Assoziationen zu wecken, wie sie sich im Englischen bei Wörtern trotz sichtbarem germanischem Ursprung etabliert haben: *chancellor*, *footballer*, *murderer*, *teacher* etc. Was sich für deutsche Muttersprachlyr selbst im Englischen aufgrund der vertrauten Endung ›er‹ noch männlich anhört, hat für Engländer nicht diese Konnotation. Vielleicht kann ›yr‹ im Deutschen Ähnliches leisten.

6 Wissenschaft

Völlig unabhängig davon wie myn zu Fragen des Genders oder Entgenderns steht, für die Wissenschaft stellen sie eine Herausforderung dar. Sprache ist kein Untersuchungsgegenstand wie jeder andere, denn sie bildet das Arbeitsmittel, mit dem jede Untersuchung von Gegenständen erfolgt. Ohne sie bleibt Wissenschaft stumm. Sprache verschafft jeder Untersuchung überhaupt erst Artikulation und gibt damit den Rahmen des Artikulierbaren vor. Keine Wissenschaft kann den Horizont des sprachlich Formulierbaren je verlassen.

Wir können nur sagen, was wir sagen können; aber wir können nicht sagen, was sich nicht sagen lässt. Sprache kann sich ändern, die Grenzen des Artikulierbaren verschieben und trotzdem können wir nie wissen, was uns dennoch verwehrt bleibt. Wenn wir alte Texte lesen, errahen wir lediglich, wie sehr sich der Kosmos des Artikulierbaren verschoben hat. Manche Sprachfertigkeiten von damals sind verkümmert, anderes lag weit jenseits des ehemals Vorstellbaren. Wyr auch immer Sprache benutzt, ringt jedenfalls gelegentlich mit ihren Grenzen und spürt eine Limitierung, ohne angeben zu können, in welchem Umfang sie besteht. Wir sind schlicht außer Stande zu formulieren, was sich jenseits des Formulierbaren verbirgt. Klar ist nur: Mit Sprache lässt sich unglaublich viel sagen, aber nicht alles – ohne sie allerdings gar nichts.

Eine Untersuchung der Sprache betrachtet, was sie gerade verwendet. Sie untersucht ihr Werkzeug während sie es benutzt. Das ist so weit nichts Ungewöhnliches: Auch die Naturwissenschaften setzen nicht die Naturgesetze außer Kraft, so lange sie daran forschen. Forschyr sind bei ihrer Arbeit der Schwerkraft ebenso sehr ausgesetzt wie der Sprache. Der Unterschied besteht darin, dass sich die Schwerkraft in der Niederlegung der Ergebnisse nicht niederschlägt, wogegen Sprache ihnen überhaupt erst Form und Inhalt verleiht, in der sie Niederschlag finden können. Naturgesetze ändern sich nicht dadurch, dass an ihnen geforscht sind und sie unterliegen auch keinen Veränderungen, die eben solche in ihrer Beforschung nach sich zöge.

Manche Forschung an der Sprache geriert sich ebenfalls so, als würde sich ihr Untersuchungsgegenstand dadurch nicht ändern. Die Analyse grammatischer Strukturen meint festzuhalten, was sie vorfindet, obwohl sie doch erheblichen Einfluss auf die Sprache nimmt, allein indem sie das Bestehen auf grammatische Korrektheit überhaupt erst ermöglicht und dadurch eine normierende Wirkung entfaltet. Erst durch die Entdeckung der Grammatik wird diese zum Lehrgegenstand und übt ihre disziplinierende Kraft auf die Schüler aus. Sie verfestigt jene grammatischen Regeln, die sie lediglich zu beschreiben behauptet.

Sprache ändert sich durch ihre Erforschung. Aber nicht nur dadurch: Sie verändert sich ohnehin kontinuierlich, weil sie von dynjenigen abhängig ist, die sie verwenden. Sie existiert überhaupt nur, insofern sie Verwendung findet und weist dadurch eine gewisse Flüchtigkeit auf, worüber auch Schrift nur insofern hinwegtäuschen kann, als dass sie einen Moment der Verwendung durch einyn Autyr festhält, dys schon im nächsten Moment sich ihrer anders bedient, sie anders formt.

Sprache mangelt es in gleicher Weise an Materialität wie Gesellschaft, dennoch bildet beides Grundlage jeder Wissenschaft – und damit auch Grundlage für deren Zurückwirken auf beides: Sprache und Gesellschaft. Sie sind eng verknüpft – und Wissenschaft als Teil letzterer ebenso. (vgl. Habermas 2004 (1999), S. 48 ff.) Nicht genug damit, dass Wissenschaft ohne Sprache nicht auskommt, diese bildet auch wesentlich ihre Grundlage. Ohne sie gibt es so wenig Forschung wie Dokumentation ihrer Ergebnisse.

Wenn sich Sprache ändert, ändert sich auch Wissenschaft. Es kann nicht folgenlos bleiben, wenn das fundamentale Medium wissenschaftlicher Artikulationsfähigkeit sich wandelt, so wie es für den Schall nicht folgenlos bleibt, wenn sich das Medium seiner Übertragung ändert. Fraglich und schwer ergründbar ist freilich, welche wissenschaftlichen Bereiche davon betroffen sind und in welchem Umfang. Denn eine jede Einschätzung

dazu bedient sich dabei selbst wiederum unweigerlich der Sprache – und spiegelt in ihrer Verwendung womöglich schon deren Veränderung wieder. Es gibt jedenfalls keine Möglichkeit, wissenschaftliche Erkenntnis jenseits davon zu artikulieren. (vgl. Habermas 1973 (1968), S. 204 ff.) Wissenschaft bleibt auf Sprache verwiesen.

Wenn die Wissenschaft sich nun der Sprache annimmt, fühlt sie sich, wie bei jedem anderen Untersuchungsgegenstand auch, der Wahrheit verpflichtet. Sie versucht *sprachlich* wahre Aussagen über die *Sprache* zu machen. Die Selbstreferenz ist unübersehbar. Macht schon allein das die Lage kompliziert, wird sie nicht einfacher dadurch, dass sich ihr Untersuchungsgegenstand, der zugleich ihr Untersuchungsinstrument ist, beständig wandelt. Kaum meint man Sprache zu fassen zu bekommen, hat sie sich wieder verändert und man weiß weder, wie sich das auf sie als Gegenstand auswirkt, noch wie auf sie als Instrument. Freilich vollzieht sich der Wandel nur langsam, doch lässt sich kein Fixpunkt ausmachen. Wir wissen, dass sich der sprachliche Boden, auf dem wir stehen, verschiebt, aber wir haben keine Referenz, an der wir die Bewegung festmachen könnten. Plattentektonik steht in Relation sowohl zum Erdkern als auch zu einem ganzen Universum drumherum; Sprache ist ein Universum für sich. Sprachwandel lässt sich nur sprachlich *bestimmen* – bei aller *Unbestimmtheit*, die damit einhergeht.

Woran also soll eine wissenschaftliche Untersuchung der Sprache den Wahrheitsgehalt ihrer Aussagen bemessen, wenn es nichts gibt außer eben diese Sprache selbst, zu der man sie in Beziehung setzen könnte? Angesichts dieser Ausgangssituation verwundert es nicht einmal, dass die Diskussion übers Gendern läuft, wie sie läuft: Unübersichtlich, unkontrolliert, unwirsch. Mittlerweile Jahrzehnte alt will sie noch immer keine geordneten wissenschaftlichen Bahnen annehmen, neigt häufiger zu Polemik als sie sich einem methodischen Vorgehen fügt. Verzweifelt wird nach Referenzpunkten gesucht, an denen sich einordnen ließe, was vom Gendern zu halten ist: Da wird historisch erläutert, warum das generische Maskulinum berechtigt ist; grammatikalisch, warum manche gendersensiblen Formen irreführend sind; kulturell, warum hier einem Kulturbestand Gewalt angetan wird; politisch, warum es sich dabei um einen ideologischen Feldzug handelt; und juristisch, warum es eine formale Verpflichtung zu konformer Orthografie gibt. (Vgl. Eisenberg 2022)

All die herangezogenen Maßstäbe sprechen scheinbar gegen das Gendern. Dessen Gegnern genügt das, um die Sache für entschieden und erledigt zu halten. Doch angesichts der methodischen Selbstreferentialität konnte gar nichts anderes herauskommen, denn all diese Maßstäbe entspringen ja gerade jenem Status der Sprache, der sich durch den Sprachwandel herausgefordert sieht. Wenn man Neues am Alten bemisst, wird man zwangsläufig eine Abweichung feststellen und wenn man dann das Alte zum Maßstab erhebt, kann das Urteil fürs Neue nur negativ ausfallen. Wyr Maßstäbe an Sprache anlegt, darf nicht außer Acht lassen, dass diese Maßstäbe selbst sprachlicher Natur sind.

7 Gesellschaft

Wissenschaftlich, so scheint es, lässt sich die Sache nicht ohne Weiteres entscheiden und sie lässt sich auch nicht ohne Weiteres bearbeiten. Ihrem wichtigsten Instrument, der

Sprache, steht die Wissenschaft nicht in kühler Distanz gegenüber. Sie befindet sich damit in enger Verwicklung. Sie kann dokumentieren, was der Fall ist, welche grammatischen Regeln, welche Worte, welche Formulierungen Verwendung finden und auch inwiefern diese einem Wandel unterliegen. Sie kann also Veränderungen der Sprache feststellen – wie sie auch viele ihrer Benutzer bemerken –; eine Zweck-Mittel-Relation herstellen, wie es etwa die Aufgabe einer zweckrational ausgerichteten Wissenschaft im Sinne *Max Webers* wäre, das vermag sie nicht. Bei dem gegebenen Zweck, sprachlich sollen sich alle Personyn gleichermaßen ansprechen lassen, ohne dass sich dadurch manche zurückgesetzt und wir uns zugleich nicht unserer Sprache beraubt fühlen, kann auch die Wissenschaft nicht angeben, welcher Weg hierfür am ehesten geeignet sein könnte. Geschlechtliche Assoziationen sind derart tief eingeflochten, dass jede ingeniose Ambition an der Sprache versagt. Sie ist kein bearbeitbares Material, sie arbeitet selbst, sie ist »lebendige Substanz«.

(Hegel 1970, S. 23)

Gerade weil das so ist, schlägt ihr Wandel auf alle Bereiche der Gesellschaft durch. Politik, Wirtschaft, Medien und Recht sind ebenso wie Wissenschaft vom Sprachwandel betroffen. Sie alle müssen damit einen Umgang finden, niemynd kann ihn aufhalten. Myn kann sich gegen das Gendern wehren, die Sprache davon säubern kann myn aber ebenso wenig wie von den stetig sich ausbreitenden Anglizismen. Niemynd weiß, wohin das führen wird, aber wir alle (oder zumindest die meisten von uns) wissen, dass keine Sprachpolizei über genügend Macht verfügt, eine Entwicklung vorzugeben. So sehr manche den sprachlichen Status quo oder das, was sie dafür halten, einfrieren möchten, so sehr steht schon fest, dass sie die Schlacht verlieren werden. Es ist nicht die Frage, ob sich Sprache wandelt, sondern nur wie.

Dieser Wandel folgt nicht jener Struktur, die für die moderne Gesellschaft als typisch erachtet wird: Wenn die Moderne sich tatsächlich dadurch auszeichnen sollte, dass verschiedene Bereiche sich in ihr arbeitsteilig ausdifferenzieren, (vgl. Schimank 1996) dann zeigt sich das Gendern davon ziemlich unbeeindruckt. So wie die Wissenschaft sich an Wahrheit orientiert, folgt Politik einer Logik der Macht, Wirtschaft einer der Rentabilität, Medien wiederum einer des Nachrichtenwerts und das Rechtssystem einer rechtlichen. (vgl. Luhmann 1997, S. 743 ff., 2000, 1988, 1996, 1993) Es gibt kein Zentrum und keine durchgängige Hierarchie. Soziologische Differenzierungstheorien stellen sich die moderne Gesellschaft als eine vor, in der sich das Rechtswesen ebenso wenig von politischer Macht einschüchtern lässt wie die Massenmedien, in der politische Entscheidungen und wissenschaftliche Erkenntnisse nicht käuflich sind und umgekehrt sich weder Wirtschaft noch Wissenschaft politisch opportun zu verhalten haben. Jeder gesellschaftliche Teilbereich erfüllt eine Funktion für die Gesellschaft und operiert dabei nach einer jeweils eigenen Systematik.

Welcher Sachverhalt auch immer aufgegriffen wird, er wird den Eigenlogiken der gesellschaftlichen Teilsysteme gefügig gemacht. Flüchtlinge werden vom Rechtssystem streng gemäß der Gesetzeslage behandelt, von der Wirtschaft auf ihr ökonomisches Potential hin betrachtet, die mediale Berichterstattung lechzt nach Neuigkeiten und in der Politik gerät das Thema nicht nur zu einer zwischenstaatlichen Machtfrage darum, wer wieviele aufnimmt, sondern befeuert auch innenpolitische Machtkämpfe.

Sprache demgegenüber ist kein Gegenstand wie jeder andere für die funktional dif-

ferenzierten Teilsysteme, denn diese pflegen nicht einfach nur ihren jeweils eigenen Sprachgebrauch, sie sind mindestens ebenso sehr auf eine allgemein geteilte Sprache als Grundlage angewiesen und somit deren Wandlungen ausgesetzt. Ohne Alltagssprache gibt es keine Spezialsprachen. Alles was in Wissenschaft, Politik, Wirtschaft, Medien oder Recht geschieht, bleibt letztlich eingebettet in einen umfassenden Sprachraum, den wir lebensweltlich teilen. (vgl. Habermas 1981b, S. 171 ff.) In der Regel bleibt das implizit, weil es sich dabei gerade um ein vermeintlich unproblematisches, selbstverständliches Fundament handelt, auf dem wir alle gemeinsam sicher stehen.

Das Gendern offenbart jedoch, und darin liegt auch seine Brisanz, dass dieser Boden weder unproblematisch noch allen gleichermaßen gemein ist. Sprache verhält sich nicht allen so fair gegenüber, dass sie damit zufrieden sein könnten, und sie ist kein völlig unverfügbares Stück Natur, das sich allen gegenüber gleich widerständig darbietet. Manche haben mehr Einfluss auf sie als andere und obwohl wir sie als *unsere* Sprache ansehen, kann niemynd über sie wie über Eigentum verfügen. Das Fundament unserer Gesellschaft bietet weder gleichförmige Grundlage für alle noch erweist es sich überall als gleichmäßig belastbar. Sprache ist weit entfernt von Gleichbehandlung, Eindeutigkeit und Konsistenz. Ganz unabhängig von der Gesellschaftsform ist Sprache weder unparteiisch noch zuverlässig. Vielmehr folgt sie ganz eigenen Regeln, die sie ob ihres ubiquitären Gebrauchs immer auch der Gesellschaft aufdrückt.

Insbesondere für die moderne Gesellschaft birgt das Gendern eine besondere Herausforderung, weil es sich, ohne einfach ignoriert werden zu können, den funktionsspezifischen Eigenlogiken entzieht: Niemynd hat ein Recht auf Gendern, aber myn kann es auch niemyndem nehmen und es stellt sich sogar die Frage, ob es nicht Eingang in die Rechtssprache finden sollte oder gar müsste, *obwohl* sich diese Frage rechtlich nicht einordnen lässt. Zugleich ist Gendern niemals einfach nur Gegenstand der medialen Berichterstattung, ohne dass sich zugleich die Frage stellte, wie sich eben diese Berichterstattung selbst zum Gendern verhält. Wyr auch immer über das Gendern spricht oder schreibt, *muss* während dessen Gebrauch davon machen oder sich dessen enthalten, also in jedem Fall eine Position dazu beziehen, was jeden journalistischen Anspruch auf Neutralität im gleichen Zuge unterläuft. Unternehmen ringen seit Jahren mit dem Gendern, *ohne* jemals eine Rentabilitätsrechnung angestellt zu haben. Sie überprüfen ihre Kommunikation, folgen dabei aber keiner streng wirtschaftlichen Logik, weil sich nicht ermitteln lässt, ob sich durchs Gendern mehr Kunden oder Mitarbeiter abgeschreckt denn angezogen fühlen. Trotzdem positionieren sich insbesondere stark wachsende Konzerne als Vorreiter der Diversität und treiben sie damit voran. Mehr als alles andere schreckt offenbar die Vorstellung, unzeitgemäß zu erscheinen. Noch nicht einmal die Politik verfügt über ausreichend Macht, Fragen zum Gendern eine Richtung zu geben, vielmehr dringt der Sprachwandel *bar* jeder Machtposition und Durchsetzungsgewalt unaufhaltsam in den politischen Diskurs ein. Ohne dass sich das Gendern politischer Macht bediente, entfaltet es eine machtvolle Kraft in allen Bereichen.

Diese Macht ist demokratischer als diejenige liberaler Demokratie. Während deren institutionelle Verankerung sich regelmäßig durch Behäbigkeit gegenüber Veränderungen auszeichnet und Blockaden eher begünstigt, (vgl. Nix 2021, S. 119 ff.) dringt der Sprachwandel unversehens in alle Ritzen des gesellschaftlichen Gefüges und nimmt exakt jene

Entfaltung an, die ihr von den Sprechern verliehen wird. Um so mehr sich der Neuerungen bedienen, seien es Anglizismen oder gendersensible Sprache, desto mehr gewinnen sie unweigerlich an Präsenz. Keine Institution und keine Blockade vermag das zu verhindern.

Dass konservative Kräfte dahinter zuweilen eine konzertierte Aktion linker Identitätspolitik vermuten, (vgl. A. Rödder und S. Rödder 2022; Fukuyama 2019, S. 131 ff.) weist sowohl darauf hin, welche Kraft der schlichte Gebrauch von Sprache jenseits aller Institutionen entfaltet, als auch welchen Widerwillen das bei all denjenigen weckt, die sich der institutionell abgesicherten Ordnung, sei sie organisiert oder tradiert, sicher wähnen. Aufgrund der Trägheit, die jeder institutionelle Verankerung zwangsläufig anhaftet und weil der Status quo zugleich die Basis für ihren Modus Operandi bildet, ja, weil die Gegebenheiten das sind, worauf sich in diesem Institutionenrahmen Etablierte eingestellt haben, dem sie auch ihre Position verdanken, haftet jedem institutionellen Gefüge ebenso sehr ein Konservatismus an wie dieser jenes hinter sich weiß. Institutionalisierung, wo immer sie betrieben wird oder von selbst sich einstellt, mündet in eine Stabilisierung des Institutionalisierten und hemmt damit einhergehend zwangsläufig Veränderung. In einer durch und durch von machtvollen Institutionen geprägten Welt, fällt es dann schwer sich Wandel anders denn machtvoll konzertiert vorzustellen, da gegen den wohlorganisierten Status quo in der Regel nur ein ebenso wohlorganisierter Reformwille etwas auszurichten vermag.

Wie jeder andere Sprachwandel auch verläuft jener hin zu geschlechtergerechter Sprache unabhängig von organisierter Macht, sofern er sich ungezwungen intrinsisch motiviert ausbreitet. Wie wir nicht zuletzt an jüngeren Generationen regelmäßig feststellen, lässt sich der Sprachgebrauch nicht vorgeben und tatsächlich lautet der Vorwurf nicht, diejenigen, die sich aktuell des (Ent-)Genders bedienen, wären dazu gezwungen worden. Ohne jeden Zwang haben Gebrauch und Sensibilität sich längst weit über ihren feministischen Ursprung und deren wohl kaum machtvoll zu nennende Organisation – gemessen am Institutionalisierungsgrad generischer Sprachverwendung – hinaus verbreitet.

Jede Darstellung dieser Entwicklung als organisierten Feldzug ignoriert geffissentlich die tatsächlichen Machtverhältnisse, nur um ein vermeintlich empfundenes Bedrohungsgefühl bei anderen zu wecken und sie aus der Passivität zu holen gegenüber einem Sprachwandel, mit dem sie jenseits der politischen Diskussion kaum Berührungspunkte haben. Der unzulängliche Zugriff der etablierten Institutionen facht den Griff konservativer Kräfte nach der Macht offenbar nur umso mehr an, um solcherlei ungebührlichen »subpolitischen« (Beck 1993, S. 156) Gesellschaftswandel doch irgendwie aufzuhalten. Während jeder tiefgreifende Wandel, wie er sich aus Veränderungen des kapitalistischen Konsumverhaltens, der Eigentumsverhältnisse oder der Verfügbarkeit neuer Technologien ergibt, hingenommen wird, ruft der Sprachwandel, insbesondere wenn er das Verhältnis der Geschlechter betrifft weit mehr als bei der Einführung von Anglizismen, konservative Gegenwehr hervor.

Der Konservatismus, das macht seinen Kern aus, spricht dem Bestehenden als solchem Legitimität zu. Ansprüche auf Gerechtigkeit, gerechtfertigt oder nicht, geraten damit notwendig in Konflikt, weil sie im Bestehenden Ungerechtigkeit am Werke sehen. Da es bei Gerechtigkeitsfragen für Etablierte etwas zu verlieren und für Aufbegehrende etwas zu gewinnen gibt, nimmt die Diskussion unweigerlich politische Züge an. Diejenigen,

die vom Status quo zu profitieren glauben, werden ihn in der Regel verteidigen, diejenigen, die sich von ihm benachteiligt fühlen, werden ihn anprangern – ganz unabhängig davon, wie klar die Sachlage zu Tage liegt. Entschieden werden solche Fragen dann in der Regel nicht sachlich oder wissenschaftlich, sofern sie sich überhaupt entsprechend beurteilen lassen, sondern durch Macht bzw. Durchsetzungsfähigkeit – also letztlich über das institutionalisierte Gefüge. Umso subpolitischer ein Gerechtigkeitsanspruch sich aber Geltung verschaffen kann, desto weniger greifen die institutionalisierten Mechanismen der Macht. Sprachwandel verläuft komplett subpolitisch. Während etwa der Ruf nach Einkommensgleichheit sich zwar sprachlich Gehör verschaffen kann, aber zur Realisierung faktischen Einfluss auf Zahlungsabläufe bedarf, realisiert sich (Ent-)Gendern in der Sprache selbst. Sprachgebrauch bedarf zu seiner Verbreitung keiner institutioneller Stützung, sondern lebt allein von seinem Reiz und seiner Überzeugungskraft. Organisierte Macht indessen entfaltet ihre volle Wirkung gegen organisierte Gegenmacht, weit weniger effektiv hingegen gegen diffusen Wandel.

Bei aller Unabhängigkeit von politischen Institutionen, hat das Gendern deutlich gemacht, dass es keinen *unpolitischen* Sprachgebrauch gibt. Wyr sich des Genderns enthält, bleibt nicht etwa neutral, sondern perpetuiert zwangsläufig einen Patriarchalismus, der Männern Vorrang einräumt bzw. den Mann als Normalform des menschlichen Daseins annimmt. Die Rede vom Politiker lässt uns ebenso selbstverständlich an einen Mann denken, wie jene vom Flüchtling oder vom Chef. Das generische Maskulinum ist von Neutralität weit entfernt, wie nicht nur unsere Assoziationen, sondern auch Studien zeigen. (vgl. Kotthoff und Nübling 2018, S. 91 ff.)

Nur weil bestimmte sprachliche Konventionen *normal* sind, sind sie noch lange nicht *unpolitisch*. Eine solche Haltung verwechselt Normalität mit Neutralität und hofft vergeblich, sich darüber Legitimität verschaffen zu können; denn auch was uns in seiner Vertrautheit zur zweiten Natur geworden ist, entfaltet politische Wirkung – und das ebenso subtil wie effizient. Denn zur Normalität sich empor geschwungene Benachteiligungen werden nicht selten von den Benachteiligten selbst als selbstverständlich hingenommen, wie Jahrtausende der bis heute vielerorts allgegenwärtigen Unterdrückung von Frauen zeigt. Es ist diese Gerinnung des Patriarchalismus zur Normalität, den der Feminismus schon seit Jahrzehnten kritisiert. So schrieb *Luise Pusch* 1980: »Es gehört zum soziologischen Grundwissen (leider nicht zum Allgemeinwissen), daß Herrschaft um so reibungsloser funktioniert, je weniger sie den Beherrschten bewußt ist.« (Pusch 1980, S. 83)

Alle, die dagegen aufbegehren, müssen indessen erleben, dass den etablierten Mustern eine enorme Widerstandskraft inne wohnt, weil sie einerseits von Profiteurn aktiv verteidigt werden und andererseits viele andere der gewohnten Normalität passiv verhaftet bleiben. Das Normale übt aufgrund seiner strukturellen Einbettung stets »Hegemonie« (H. 1, §44, Gramsci 2013 (1951), S. 21) aus, was sich, völlig unabhängig davon, wie problematisch sie ist, selbstverstärkend auf das Beharrungsvermögen auswirkt. Das Gewohnte hat Bestand, weil sich alle darauf eingestellt haben und es auf diese Weise in seinem Bestehen bestätigen. Das Gendern fordert diese Normalität heraus und erweckt entsprechende Reaktionen.

8 Organisation

Wie jeder andere Wandel auch sieht sich derjenige der Sprache einer Normalität gegenüber, von deren Fortbestand nicht wenige profitieren, sich andere darauf eingestellt, damit abgefunden oder sie nie in Frage gestellt haben. Trotzdem greift das Gendern zunehmend Raum. Seine Ausbreitung erstaunt, angesichts des oft angeführten Mangels an Rückhalt in der Bevölkerung: Denn Umfragen zu Folge lehnt die Mehrheit gendergerechte Sprache ab. Aus den Erhebungen geht jedoch nicht hervor, ob sich die Ablehnung gegen das Gendern generell richtet oder nur gegen ihre bekannten, konkreten Ausformungen mit all ihren Unzulänglichkeiten: Umständlichkeit, holpriger Sprachfluss, Binarität verstärkend. Schon Formulierungen der Fragestellung stehen bisweilen stellvertretend für einen ebenso umständlichen wie angestrengten Umgang:

»Nun eine Frage zu einer geschlechterneutralen Sprache, also der sogenannten Gendersprache. Dafür wird beispielsweise beim sogenannten ›Binnen-I‹ nicht von Wählerinnen und Wählern, sondern in einem Wort von ›WählerInnen‹ gesprochen, d.h. mit kurzer Pause vor dem ›i‹. Außerdem werden beispielsweise aus den Zuhörern die Zuhörenden. Wie stehen Sie zur Nutzung einer solchen Gendersprache in Presse, Radio und Fernsehen sowie bei öffentlichen Anlässen?« (Infratest dimap 2022b)

Während die umstrittene und für viele holprig anmutende Gender-Gap hier als zentral für eine »gendergerechte Sprache« dargestellt wird, spricht die Fragestellung zugleich wie selbstverständlich von »Wählerinnen und Wählern«, obwohl sich die Forderung nach Sprachgerechtigkeit mit besonderer Vordringlichkeit am generischen Maskulinum entzündet hat, deren männliche Schlagseite weit über feministische Kreise hinaus Unduldsamkeit weckt, und obwohl das selbe Umfrage-Institut noch 2010 keine Wendungen verwendete, die Frauen explizit einschließen. So hieß es damals etwa:

»Wie ist das mit dem Beschluss in der gesetzlichen Krankenversicherung die Beiträge der Arbeitgeber künftig festzuschreiben und mögliche Kostensteigerungen dann durch Zusatzbeiträge der Arbeitnehmer aufzufangen?« (Infratest dimap 2022a)

Schon die Rede von »Wählerinnen und Wählern« bildet also die Verbreitung gendergerechter Sprache ab und gerne hätte man gewusst, inwiefern sich hierzu die Einstellung verändert hat. Ungeachtet der scheinbar ablehnenden Umfrage-Ergebnisse begegnet uns geschlechtergerechte Sprache im Alltag immer öfter, woraus nicht nur hervorgeht, dass das Verlangen nach gleichberechtigter Berücksichtigung besteht, sondern auch immer breitere Anerkennung findet. Mögen ihre aktiven Befürworter auch noch in der Minderheit sein, so versuchen doch immer mehr Menschen gleichberechtigt zu formulieren – und zwar nicht nur Feminist*innen. Die Gender-Gap ist im Alltag zwar nur selten anzutreffen, die Nebeneinanderstellung dafür schon: Ganz selbstverständlich hören und lesen wir heute von *Schülerinnen und Schülern, Bürgerinnen und Bürgern, Kolleginnen und Kollegen*.

Die Entwicklung zu mehr Gendergerechtigkeit ist bereits in vollem Gange, doch ihre Vollendung ist noch fern und die damit verbundenen weiteren Auswirkungen auf den gewohnten Sprachgebrauch wecken Vorbehalte. (vgl. Kotthoff 2022) Doch die gab es auch gegen andere Aspekte des Sprachwandels – man denke nur an die Rechtschreibreform –,

die sich mittlerweile etabliert haben. Gegenüber konkreten Veränderungen regt sich – wie in so vielen anderen Zusammenhängen auch – Unmut, nicht jedoch gegen den dahinter stehenden universalistischen Anspruch: Gleichbehandlung für alle! Diesen ziehen noch nicht einmal Verfechter des generischen Maskulinums in Zweifel, geben die sich doch größte Mühe zu begründen, dass sich davon alle gleichermaßen angesprochen fühlen dürfen, (vgl. Eisenberg 2022) auch wenn Genese, Sprachempfinden und Studien das Gegenteil belegen.

Wie wir bei anderen Themen erleben, genügt grundsätzliche Zustimmung allein oft nicht, um einen Wandel herbeizuführen. Beim Klima- und Umweltschutz etwa besteht hohe Änderungsbereitschaft, dennoch gab es lange kaum Fortschritte und noch immer kommen die notwendigen Maßnahmen nur langsam in Gang. Bei geschlechtergerechter Sprache verhält es sich offenbar umgekehrt: Formal erfährt sie weniger Zustimmung, Veränderungen vollziehen sich derzeit aber in vergleichsweise hohem Tempo. Trotz verbreiteter Skepsis zeigt sich in der Sprache eine Entwicklung, wie wir sie beim Klimaschutz nicht erleben, obwohl der für unsere Zukunft von weitaus größerer Bedeutung ist.

Der Universalismus, dem wir allgemeine Gleichberechtigung sowie Freiheit verdanken und der unser grundsätzliches Verständnis des Zusammenlebens prägt, tut sicherlich seine Wirkung. (vgl. Nix 2021, S. 232 ff.) Jener Hälfte der Bevölkerung, die vom generischen Maskulinum nicht angemessen repräsentiert wird, eröffnet genderneutrale Sprache die Möglichkeit dem entgegen zu wirken, und unter der anderen Hälfte finden sich viele, die ihnen nahe stehende Personyn oder generell andere nicht kommunikativ ausschließen wollen. Jede Ungleichbehandlung, sprachlich oder nicht und historisch begründet oder nicht, widerspricht in jedem Fall einem modernen Selbstverständnis, das allen Gleichwertigkeit beimisst und zugleich ein demokratisches ist.

Nun sind wir uns auch bei der Klimakrise dessen bewusst, dass jede Ausbeutung natürlicher Ressourcen und Zerstörung der Lebensgrundlagen in offenem Widerspruch zur Gleichberechtigung nachfolgender Generationen steht. Auch hier bietet der Universalismus ein starkes Argument, doch offenbar ohne entsprechende Wirkung zu erzeugen. Alle guten Argumente für Klimaschutz verpuffen, gemessen am Ausstoss von Treibhausgasen, seit Jahrzehnten beinahe wirkungslos.

Die ähnlich alte feministische Bewegung erweist sich im Vergleich dazu als erfolgreicher. Dabei konnte sie sich nicht auf Machtpositionen, Institutionen, große finanzielle oder andere Ressourcen stützen. Die Verbreitung gendergerechter Sprache verläuft vielmehr auf ungewöhnlich fundamental-demokratischem Wege. Allein ihre zunehmende Verwendung macht die Frage nach ihrer Institutionalisierung immer drängender. Keine mächtige Organisation, sei es ein Staat, eine Verwaltung oder ein Unternehmen, und auch keine andere Institution haben das Gendern der Allgemeinheit verordnet, sondern umgekehrt die Allgemeinheit oder vielmehr ein anfangs kleiner aber stetig anwachsender Teil davon hat Institutionen und Organisationen dazu veranlasst, ihren Sprachgebrauch zu überdenken. Gendergerechte Sprache verbreitet sich durch schlichten Gebrauch und geht nicht von Machtpositionen, sondern vielmehr gerade von marginalisierten Positionen aus: Frauen, Queers, Non-Binäre. Diejenigyn, die benachteiligt wurden und werden, suchen nach Wegen zumindest aus der sprachlichen Benachteiligung und stoßen damit über ihre Kreise hinaus mehr sprachliche Sensibilität und Veränderung an.

Sprache bedarf keiner Organisationen, um sich zu verändern. Vielmehr geht sie diesen voraus. Es verhält sich somit genau umgekehrt: Organisationen bedürfen der Sprache, um zu funktionieren. Dabei müssen sie sich der Sprache derjenigen bedienen, die sie bevölkern. Wenn ihre Mitgliedyr ihren Sprachgebrauch verändern oder neue Mitgliedyr einen anderen pflegen, verändert sich ihre Arbeitsgrundlage; und weil niemynd verhindern kann, dass Menschyn sich der Sprache anders bedienen, lässt sich ihr Wandel nicht aufhalten. Mächtige Organisationen, insbesondere Staaten können zwar Vorschriften darüber erlassen, was gesagt werden darf, gestehen damit aber bereits ein, dass genau das mindestens insgeheim gesagt, vor allem aber häufig gedacht wird. Darüber hinaus erlaubt der unendliche Reichtum sprachlicher Mittel es stets, Verbote zu umgehen. Schlussendlich triumphiert der Sprachgebrauch der Millionen über jede Regelung und jeden Machtapparat. Wenn gendergerechte Sprache nun immer weiter in unseren Alltag und in jede Organisation eindringt, obwohl vermeintlich die Mehrheit dagegen ist, dann besagt das nicht weniger, als dass Sprachsensibilität, wie sie sich eingebürgert hat, schon gar nicht mehr als neuartig wahrgenommen wird, weitergehenden Forderungen und damit einhergehend sprachlich Ungewohntem aber mit Skepsis begegnet wird. Haben wir es mit vorübergehenden Vorbehalten zu tun, wie sie so vielen Veränderungen begegnen? Oder sind die vorgeschlagenen sprachlichen Mittel zu sperrig?

Wir wissen es noch nicht. Was wir aber wissen: Gendersensible Sprache verdankt sich einem fundamental-demokratischem Momentum. Niemynd kann dazu gezwungen werden, bei aller Skepsis greift sie aber doch um sich. Die Defizite des althergebrachten Sprachgebrauchs sind für jedys offensichtlich, dys keine Zweifel am Anspruch auf universalistische Gleichberechtigung hegt. Myn kann mit dem generischen Maskulinum nicht zufrieden sein. Es ist allenfalls ein Notbehelf angesichts der Unbeholfenheit der deutschen Sprache. So lange es die Mehrheit nach Gleichberechtigung, immerhin der Grundlage ihres demokratischen Selbstverständnisses, verlangt, wird sie deshalb zwangsläufig sprachlich auch immer mehr Einzug halten. (vgl. Niedermaier 2017, S. 384 ff.) Die Frage ist lediglich, welche Formulierungen sich durchsetzen.

Der Klimaschutz hat es demgegenüber ungleich schwerer: Er ist keine Frage fundamentaler Demokratie, sondern eine organisatorischer Entscheidungen. Dys Einzelne kann zwar nachhaltig leben und damit syhnen Beitrag leisten, von Unternehmen, Kommunen und Staaten verursachte klimaschädliche Emissionen enormen Ausmaßes finden aber dennoch statt. Auch der Aufforderungscharakter gegenüber Mitmenschyn ist verglichen mit gendergerechter Sprache geringer. Das Gendern konfrontiert yn Gegenübyr unmittelbar damit, sich entscheiden zu müssen, ob das damit ausgedrückte Verlangen nach Gleichberechtigung respektiert wird oder nicht. Wyr dann nicht sensibel formuliert, drückt Geringschätzung aus. Bei den Klimasünden jedoch, standen uns diejenigen, die wir dadurch gering schätzen, lange Zeit nicht unmittelbar gegenüber. Seitdem die jungen Generationen ihre (gleich-)berechtigten Ansprüche auf einen intakten Planeten geltend machen, erfüllen uns unsere Verfehlungen jedoch zunehmend mit Scham.

Damit aus dieser Scham aber ein Wandel resultiert, bedarf es deutlich mehr Nachdruck als bei gendergerechter Sprache, weil große Teile unseres klimaschädlichen Lebensstils fest in industriellen Abläufen manifestiert sind, die mit enormen finanziellen Ressourcen einher gehen. Der fossil befeuerte Kapitalismus hat eben jene ins Zentrum der Geldflüsse gestellt,

die an einer Änderung des Status quo das geringste Interesse haben. Die großen Gewinner des fossilen Zeitalters wären zwangsläufig auch die großen Verlierer eines Umstiegs auf Nachhaltigkeit. Das betrifft nicht nur eine Vielzahl einflussreicher Unternehmen, sondern auch große Teile des modernen konsum- und mobilitätsintensiven Lebensstils. Gendergerechtigkeit kämpft gegen sprachliche Konventionen, Klimagerechtigkeit gegen materielle Interessen.

Ein Gutteil unseres gegenwärtigen Wohlstands beruht auf der Ausbeutung fossiler Energieträger und ein Gutteil unserer künftigen Probleme ebenfalls. Anders als Sprachwandel ist Klimaschutz lebenswichtig und deshalb auch in aller Munde, doch die tatsächlichen Resultate lassen zu Wünschen übrig. Es sind nicht nur schlichte, einflussreiche, finanzkräftige Interessen, die dem Klimaschutz im Wege stehen, auch die Struktur der modernen Gesellschaft erschwert eine effektive Neuausrichtung: Weil er in ihren Logiken eine untergeordnete Rolle spielt, haben die gesellschaftlichen Teilbereiche keinen Fokus darauf. Noch lässt sich in der Wirtschaft auch mit klimaschädlichen Geschäftsmodellen reichlich Geld verdienen; noch kennt das Recht keine grundsätzliche Handhabe gegen Klimasünden; und noch machen Massenmedien gerne auch mit Kontraproduktivem wie Selbstberuhigung oder Fatalismus Auflage. Bleibt noch die steuernde Aufgabe der Politik, die von Sozialwissenschaftlern gern bestritten wird: (vgl. Zürn 1998; Luhmann 1986, S. 202 ff.) Im Ringen um Macht spielen klimapolitische Aspekte eine untergeordnete Rolle. Selbst in Demokratien, in denen Bürger mehr Klimaschutz einfordern, werden erklärte Absichten von republikanischen Institutionen beinahe allesamt zerrieben. (vgl. Nix 2021, S. 104 ff.)

Sprache unterläuft diese Logiken funktionaler Differenzierung. Sie folgt nicht stur Rentabilität, Rechtmäßigkeit, Auflage oder Macht, sondern kann sich den üblichen Mustern entziehen und dennoch Wirkung erzeugen – durch schlichten Gebrauch. Kein Unternehmen, kein Gericht, keine Zeitung und kein Staat kommt ohne Sprache aus, diese umgekehrt aber ohne jene schon, und sie entwickelt sich auch jenseits davon fort. Die Macht der Sprache liegt in ihrem Mangel an Organisierbarkeit. Ressourcen lassen sich bündeln und durchsetzungsfähig organisieren, Sprache nicht. Aller Normierungswille sprachpolizeilicher Instanzen sieht sich regelmäßig dazu gezwungen, neue Entwicklungen einzuholen. (vgl. Bedijs, Kluge und Leschzyk 2022) Er folgt dem Sprachwandel mehr oder weniger unwillig nach, während er selbst wie so viele Institutionen eine konservierende Wirkung entfaltet.

Jene Organisationen und Institutionen, die Fortschritte beim Klimaschutz eher behindern denn befördern, finden keinen ausreichenden Zugriff auf Sprache. Diese ist niemynsdes Eigentum, ist selbst keine zu allozierende Ressource und steht unter niemynsdes Verfügungsgewalt. Sie steht allen gleichermaßen zur Verfügung. Für klimaschädliche Ressourcennutzung gilt all das nicht, was sie fundamental-demokratischen Ambitionen entzieht. Ebenso wie das »Gender-Regime« (Betzelt 2007, S. 11) erweist sich das *Klima-Regime* dort als besonders widerstandsfähig, wo es über viele Ressourcen und gefestigte Strukturen verfügt, wo es institutionalisiert und organisiert auftritt.

9 Inklusion

Sprache fügt sich nicht funktionaler Differenzierung. Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Recht und Medien inkludieren Personen zwar nach ihren eigenen Logiken: abhängig von Macht, Geld, Zitationen, Adressierbarkeit oder Rechtsfähigkeit. (vgl. Luhmann 1995 (1994); Nassehi 1999 (1997); Stichweh 2005 (1988)) Quer zu allem besteht aber immer auch eine eigenwillig dysfunktionale Abhängigkeit der Inklusion vom zugeschriebenen Geschlecht. Frauen werden schlechter bezahlt, verfügen über weniger Macht, werden in der Wissenschaft weniger häufig zitiert (in Folge von familienunfreundlichen Karrierpfaden sowie männlich dominierten Zitationszirkeln und Lehrstuhlbesetzungen in der Wissenschaft), (vgl. Teich, Kim u. a. 2022) bleiben in massenmedialen Texten und Sendungen regelmäßig unangesprochen und galten auch in Deutschland lange Zeit nicht im gleichen Umfang als rechtsfähig. An vielen Stellen hat die Sprache sie schlicht nicht vorgesehen, was noch immer ihre Exklusion, die in der Vergangenheit systematisch Bestand, bis ins Hier und Jetzt verlängert und widerspiegelt. (vgl. Müller-Spitzer 2022)

Die moderne Gesellschaft verhielt und verhält sich weit weniger unbeeindruckt von persönlichen Merkmalen, als behauptet: Sie hält sich nicht strikt an *Funktionslogiken*, sondern kennt quer über alle Bereiche hinweg auch eine *Genderlogik*. Wyr zur weniger privilegierten Hälfte der Bevölkerung zählt, findet sich nicht nur sprachlich kaum inkludiert, sondern spürt auch darüber hinaus deutliche Nachteile. Marginalisierung in Sprache und Gesellschaft gehen Hand in Hand. Neben den jeweiligen Binnenlogiken gesellschaftlicher Teilsysteme bilden auch sprachliche Konventionen ab, inwiefern Gesellschaftsmitglieder in die Gesellschaft inkludiert werden. Sie reflektieren bis heute, wym welche Rolle zugedacht war und nicht selten noch immer ist. In ihnen schlägt sich nieder, dass Frauen in vielen Berufen in der Vergangenheit nicht und heute kaum vertreten sind. Darüber hinaus machen sie überdeutlich, dass jenseits geschlechtlicher Binarität nichts und niemynd vorgesehen ist.

Wyr sich in syhner Selbstattribuierung den sprachlichen Konventionen nicht fügt, hat ständig mit bizarren Situationen voller Unverständnis, Missverständnis oder Unbeholfenheit zu tun. In ihrer etablierten Ausprägung kümmert sich Sprache nicht darum, wie sich die Personyn selbst sehen und gibt ihnen auch keine Mittel an die Hand, falls diese Sicht von üblichen Rastern abweicht; vielmehr weist sie ihnen ungefragt ein Geschlecht zu und zwingt sogleich Rollenzuschreibungen und Clichés auf. Berufsbezeichnungen (›Krankenschwester, Feuerwehrmann, Tankwart‹) ebenso wie viele Charakterisierungen (›Zicke, blöde Kuh, Macho, Kraftprotz‹) im üblichen Gebrauch wecken geschlechtlich eindeutige Assoziationen; insbesondere letztere widersetzen sich oft einer entsprechenden Übertragung aufs andere Geschlecht und manifestieren auf diese Weise stereotypisierende Effekte. So sehr manche Personyn sich darüber tapfer hinweg setzen, sprachlich bleibt die Schieflage einfach bestehen.

Sprache (über-)formt unser Bild, das wir uns von der Welt machen. Welche Vorstellungen wir davon hegen und welche Erwartungen wir an unsere Mitmenschn heran tragen, wird wesentlich von den dafür verwendeten sprachlichen Mustern geprägt, im immateriellen sozialen Bereich noch mehr als sonst. Weit entfernt davon, neutral zu sein, kennt Sprache für alles immer schon einen Ausdruck, dem stets auch eine gewisse

Tonalität anhaftet, die, sofern nur diese eine Bezeichnung geläufig ist, dazu verführt, sie als quasi *natürliche* Gegebenheit zu betrachten. Sprache regelt, was wir als Realität setzen. Zur Selbstverständlichkeit geworden, mag uns manches *neutral* vorkommen, obwohl es genau das nicht ist und, sofern es sich um eine lebendige Sprache handelt, auch gar nicht sein kann, weil stets Assoziationen einher gehen. Jeder sprachliche Ausdruck transportiert immer auch ein »Framing«: (vgl. Wehling 2016, S. 20 ff.) Bei zahlreichen Tierbezeichnungen, aber nicht nur dort, ist das offensichtlich: ›*So eine Schlange! So ein Fuchs!*‹

Das generische Maskulinum zeichnet sich so wenig durch Neutralität aus wie die Rede von den *Bräuten*, womit generisch gebraucht, Männer doch einbezogen sein müssten. (vgl. Kotthoff und Nübling 2018, S. 144 f.) Denn nicht nur das Gendern hat *ideologischen* Rang, sondern jede Verwendung von Sprache immer schon. Wann immer wir Worte vernehmen, wecken diese unweigerlich Assoziationen und Konnotationen, denen Kontexte, Tonalitäten, Färbungen anhaften, die einer jeden Beschreibung, jedem Bericht und jeder Aussage Leben einhauchen, eben jenes Leben, das Bilder in uns hervorruft und der Literatur ihre Schönheit verleiht. Wenn wir unter *ideologisch* verstehen, dass sich etwas nicht neutral verhält und sich statt dessen auf eine Seite schlägt, dann fällt die deutsche Sprache darunter, weil sie systematisch die männliche Seite einnimmt. Sie hat aber nicht nur eine grammatikalische Schlagseite, sondern hegt allerorten Wertungen. Was beim Gendern offensichtlich ist, vollzieht sich auch in anderen Zusammenhängen, in *allen* anderen Zusammenhängen, nur teilweise äußerst subtil. Bei allem Bemühen bleibt Neutralität unmöglich; stets schwingen Nuancen mit. Davon ist auch die Wissenschaft nicht ausgenommen: Wann immer diese sich auf »Basissätze« (Kap. V.28. in Popper 2005 (1934), S. 79) stützt, und irgendwie muss sie beginnen und Bezüge zur Realität herstellen, impliziert das noch lange kein höheres Maß an Neutralität oder Objektivität. (vgl. Kap. 3 in Habermas 1993 (1963), S. 176 ff.; Adorno 1993 (1969), S. 36 f.) Wir alle leben in einer sprachlich überformten Welt und in der Sprache leben unsere herangetragenen Überformungen weiter. Diese mögen sich ändern, entfliehen aber nie dem Kosmos sprachlicher Assoziativität.

Sprache übt eine unterschwellige Macht aus und weil dem so ist, tobt der Kampf darum umso intensiver. Wyr diese Macht *nicht* wahrnimmt verfällt wehrlos ihrer Gegebenheit und wyr sie wahrnimmt, versucht sich ihrer zu bedienen. Myn kann als Bewahrer des Vertrauten auftreten oder als jemynd, dys die Notwendigkeit zur Veränderung sieht, – oder sich über den Kampf darum wundern. Die Arglosen stehen lange wie selbstverständlich auf Seiten der Bewahrer bis der Zeitgeist hinfortgetragen hat, was bewahrt werden sollte, und zur Gegebenheit wurde, was vormals neuartig anmutete. Manchmal braucht es dafür einen Generationenwechsel, weil in fortgeschrittenem Alter nur wenige ihre Haltung ändern, die Jungen aber unter neuen Gegebenheiten aufwachsen. (vgl. Mannheim 1964 (1928)) Das gilt für Sprache nicht weniger als für Paradigmenwechsel in der Wissenschaft. (vgl. Kuhn 1967, S. 155 ff.) Die Macht des Bestehenden reicht nur so weit, wie sie nachfolgende Generationen zu überzeugen vermag, ansonsten schwindet sie mit den Älteren dahin.

Nur allzu gerne würden mächtige Organisationen oder einflussreiche Persönlichkeityn Vorgaben machen. Tatsächlich gibt es harte Festlegungen dazu, was als korrekt gilt und was nicht, ebenso wie heftige Abwehrreaktionen gegen Neuerungen. Doch noch so großer Einfluss kann nicht verhindern, dass sich Veränderungen einschleichen, verbreiten

und teilweise schließlich durchsetzen. Im Zweifel ist das fundamental-demokratische Momentum stärker als institutionalisierte Macht. Sprache fügt sich nicht einfach den Vorstellungen mächtiger Eliten, weil sich ihr Gebrauch durch die machtlose Masse nicht wirksam reglementieren lässt. Zwar haben Staat und Medien mittels Schule und täglicher Publizität eine starke Vereinheitlichung von Sprachen bewirkt, (vgl. Hobsbawm 2004 (1990), S. 140; Anderson 1998 (1983), S. 39 ff.) die Entwicklung der verbliebenen so genannten Hochsprachen aber wird ganz wesentlich von der dadurch umso größeren Masse an Sprechern der Einheitssprachen getragen. Die Wahrheit der Sprache liegt nicht in einer festgeschriebenen, sondern in ihrer verwendeten Form, und diese kann sich nicht davon lösen, was lebensweltlich verankert ist. Anders als so Vieles andere, etwa fossile Rohstoffe, gehört Sprache niemandem. Zwar kann nicht dafür gesorgt werden, dass Sprache keine Partei ergreift, weil das ihrer assoziativen Natur widerspricht, aber immerhin könnte sie Partei für alle und nicht nur für die Hälfte der Bevölkerung ergreifen.

10 Rationalität

Moderne Gesellschaften nehmen für sich ein hohes Maß an *Rationalität* in Anspruch. (vgl. Weber 1988 (1904); Loo und Reijen 1992 (1990), S. 132 ff.) Weder fürchten noch vertrauen sie in höhere Mächte. Sie fühlen sich nicht den Launen der Natur ausgeliefert, sondern erkennen in ihnen Gesetzmäßigkeiten, die sich für eigene Zwecke nutzen lassen. Alles will durchschaut und zum eigenen Vorteil angewandt, alle Mythen wollen entlarvt, Die »Entzauberung der Welt« (Weber 1988 (1919), S. 594) vollbracht werden. Statt alten Gebräuchen oder Vorstellungen blind zu folgen, sollen sie auf ihre Zweckmäßigkeit hinterfragt und ggf. aufgegeben werden.

Rationalität orientiert sich hierbei stets an bestimmten *Zwecken*: höhere Erträge, mehr Effizienz, niedrigere Kosten, bessere Gesundheit. Bleibt die Zwecksetzung jedoch diffus, so gilt dies auch für Rationalisierung. Ohne klare Bestimmung kann sie nicht ausgerichtet und bemessen werden. Wenn man nicht angeben kann, was erreicht werden soll, kann man auch nicht feststellen, wie sich das am besten bewerkstelligen lässt. Rationalität bedarf eines Ziels und messbarer Kriterien, auf die hin optimiert werden kann.

Sprache war und ist von Rationalisierungen weitgehend ausgenommen. Einerseits blieb neuartigen Kunstsprachen wie *Esperanto* allen ingenieurmäßigen Optimierungsambitionen, die in sie geflossen waren, zum Trotz breite Akzeptanz verwehrt; andererseits stoßen Veränderungen häufig auf Vorbehalte. Heute nimmt Sprache mehr als die vormals so unerbittliche Natur die Eigenschaft einer Gegebenheit an. Während wir letztere immer mehr nach unseren Vorstellungen formen, folgt Sprache weiterhin uralten Gebräuchen und pflegt Mythen. Natürlichen Gegenständen begegnen wir mit bedingungsloser Rationalität, dem urmenschlichen Produkt Sprache dagegen mit höriger Ergebenheit. Wir fügen uns ihrer Launenhaftigkeit und den ihr eingeschriebenen Vorstellungen.

Wo wir davon loskommen wollen und wo die Moderne ihre größten Rationalisierungserfolge feiert, benutzen wir ein »partielles Schriftsystem«: (Harari 2013, S. 165) die *Mathematik*. Ihr Vorteil liegt darin, dass sie Assoziationen mindert. Das Mehr an Abstraktion wird jedoch durch ein Weniger an Inklusion und Universalität erkauft. Ihr

Anwendungsbereich ist beschränkt und so bleiben wir für Vieles auf gewöhnliche Sprachen angewiesen. Dass diese teilweise hartnäckig an vor- oder frühmodernen Gebräuchen festhalten, bewirkt einen Kontrast, der Befremden hervor ruft. Inmitten eines rationalistischen Selbstverständnisses konnten solche Defizite nicht unbeachtet bleiben. Aber kann und soll man sie einem ebenso rationalen Diskurs unterwerfen?

Obwohl Streit durchaus ein nicht unbedeutendes Quantum ausmacht, zielen Genese wie Zweck der Sprache auf *Verständigung*. Erst durch dieses »Telos« (Habermas 1981a, S. 387) bekommt der Streit als Scheitern daran seinen Charakter. Wäre Verständigung nicht angestrebt, wäre Streit so unproblematisch wie irrelevant; und sogar er mündet zumindest immer dann in eine Einigung, wenn man sich darüber verständigt, wo die Differenzen liegen, wie das nicht nur in der Politik geschieht. Ein gut geführtes Streitgespräch legt zumindest die Gründe für den Dissens offen.

Aber nur weil der Sprache ein Zweck innewohnt, fühlen wir uns diesem noch keinen Schritt näher. Uneinigkeit dominiert unseren Alltag. Demokratie als moderne Regierungsform verschafft dem offenen Streit sogar eine Plattform, indem sie Meinungsverschiedenheiten nicht unterdrückt und offene Austragung erlaubt. Die Welt wirkt zerstritten und dennoch scheint über immer mehr Punkte sich Einigkeit auszubreiten: Sklaverei, Rassismus, Sexismus, Chauvinismus und Ausbeutung geraten immer weiter in die Defensive. *Universalisierbare* Werte setzen sich nach und nach durch, werden auch dort immer häufiger eingefordert, wo sie lange Zeit kein Thema waren. Das alles geschieht auf Grundlage einer Sprache, deren Irrationalität dem Universalismus und Rationalismus oft genug im Wege steht. Was die Frage nahe legt: Ist es überhaupt möglich, mit irrationalen Mitteln einen rationalen Diskurs zu führen?

Auch unserem Naturverständnis stand anfangs nichts anderes zur Verfügung als ein mythenbehafteter Blick und dennoch erfolgte Schritt für Schritt eine Rationalisierung unserer Sicht auf die natürliche Welt. Offenbar ist es nicht unmöglich das Niveau des Rationalismus sukzessiv zu erhöhen. Warum sollte das nicht auch bei Sprachen möglich sein?

Wenn nun auch Sprache universalisierbaren Ansprüchen gerecht werden soll, dann spielt Gendersensibilität zweifellos eine gewichtige Rolle. Trotzdem wird denjenigen, die gendergerechte Sprache einfordern, moralische Überheblichkeit vorgeworfen. Es stehe ihnen nicht zu, anderen vorzuschreiben, wie sie sprechen sollten. Doch steht es umgekehrt anderen zu, mich in beliebiger Weise zu bezeichnen? »Moment!«, würden viele sagen, »nicht in *beliebiger*, aber in *üblicher* Weise!« Diese aber ist historisch gewachsen, mithin kontingent und somit zwar nicht beliebig, doch immerhin weder notwendig genau so noch unveränderlich.

Wyr anderen nun moralische Überheblichkeit vorwirft, weil sie von der Sprache Inklusion fordern, bewertet das auf verschlungenen Wegen historisch Gewachsene höher als ein begründetes Verlangen nach Universalismus. Das Bestehende bekommt einfach aufgrund seiner Beständigkeit ein *Bestandsrecht* zugesprochen. Es kommt das konservative Motiv eines Vorrechts aufgrund erster Besitznahme bzw. Anwesenheit ebenso zum Zuge, wie die neoliberale und damit neokonservative Vorstellung, dass Traditionen und Gebräuchen bereits eine überindividuelle Sinnhaftigkeit innewohnt, die jede individuelle Vernunft übersteigt. (vgl. Hayek 2005 (1960), S. 204 ff.) Man dürfe nicht ans Bestehende rühren,

weil man damit ein empfindliches Gleichgewicht störe. Eigentlich macht eine solche Haltung jede Änderung unmöglich, doch der Neoliberalismus nimmt jeden Gebrauch von Eigentum von der Bindung an Traditionen aus. (vgl. Nix 2021, S. 175 ff.) Es resultiert eine heftige Verteidigung des *Status quo* hinsichtlich der Besitzansprüche gegenüber allen Forderungen nach Gleichberechtigung. Die Weihen des Bestehenden schützen so zwar Privilegien vor universalistischen Ansprüchen, aber nicht das Bestehende vor der so geschützten privilegierten Verfügungsgewalt über Ressourcen.

Was wir in Eigentumsfragen erleben, spiegelt sich auch in der Sprache wieder. Auch hier berufen sich Privilegierte auf das Bestehende, um universalistische Ansprüche abzuweisen, während sie zugleich selbst zu Veränderungen beitragen und neue Vokabeln, gerne auch abwertende, einführen. Wyr moralische Überheblichkeit wittert, wo Gleichberechtigung gefordert wird, hat entweder nicht erkannt, dass Sprache selbst als Machtinstrument wirkt oder aber setzt sie ganz bewusst genau als soches ein. So oder so muss yhm dann Identitätspolitik zwangsläufig als Machtkampf erscheinen. Aber lassen sich die Auseinandersetzungen überhaupt anders denn als Machtkampf führen, so lange Privilegien verteidigt werden? Wyr hat jemals Vorrechte kampflos aufgegeben?

Sprache mag die Möglichkeit zu Verständigung eröffnen und hierin auch ihren Ursprung haben, Konsens besteht dennoch in den wenigsten Dingen. Denn wo ein Konsens möglich ist, da ist es auch ein Dissens; und der liegt nahe, sobald Interessen divergieren. Warum sollte jemynd einer Vereinbarung zustimmen, die seine Interessen berührt? Wie soll ein Konsens möglich sein, wenn die Vorteile nicht allseitig sind?

Auf die Unmöglichkeit von Konsens reagiert die Demokratie. Sie liefert die einzige Grundlage zu einer legitimen Entscheidung, ohne die Gleichwertigkeit der Menschen abzustreiten, was allerdings die Inklusion aller Gesellschaftsmitgliedyr impliziert. Niemynd kann durch demokratischen Beschluss ausgeschlossen werden, ohne dass dieser Beschluss Gleichwertigkeit und somit die Demokratie selbst aufhöbe. Das erforderte auch das Zurücktreten aller Institutionen mitsamt ihres inhärenten Konservatismus hinter fundamental-demokratische Mehrheiten. (vgl. ebd., S. 232 ff.)

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1993 (1969)). »Einleitung«. In: Adorno, Theodor W., Hans Albert u. a. *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. München, S. 7–80.
- Anderson, Benedict (1998 (1983)). *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Berlin.
- Beck, Ulrich (1993). *Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung*. Frankfurt am Main.
- Bedijs, Kristina, Bettina Kluge und Dinah K. Leschzyk (28. Jan. 2022). »Wie gendern die anderen? Diskurse über geschlechtersensible Sprache in Spanien, Brasilien und Frankreich«. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 5-7/2022. URL: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/geschlechtergerechte-sprache-2022/346096/wie-gendern-die-anderen/> (besucht am 06.12.2022).
- Betzelt, Sigrid (Jan. 2007). »Gender Regimes. Ein ertragreiches Konzept für die komparative Forschung«. In: *ZeS-Arbeitspapier* 12/2007. URL: <https://www.researchgate.net/>

- publication / 45135204_Gender_Regimes_ein_ertragreiches_Konzept_fur_die_komparative_Forschung_Literaturstudie (besucht am 13.12.2022).
- Eisenberg, Peter (28. Jan. 2022). »Weder geschlechtergerecht noch gendersensibel«. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 5-7/2022. URL: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/geschlechtergerechte-sprache-2022/346091/weder-geschlechtergerecht-noch-gendersensibel/> (besucht am 06.12.2022).
- Fukuyama, Francis (2019). *Identität. Wie der Verlust der Würde unsere Demokratie gefährdet*. Hamburg.
- Gramsci, Antonio (2013 (1951)). »Ausgewählte Paragraphen aus den Gefängnisheften«. In: *Gramsci lesen. Einstiege in die Gefängnishefte*. Hrsg. von Lia Becker u. a. Hamburg, S. 19–334.
- Habermas, Jürgen (1981a). *Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1. Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*. Frankfurt am Main.
- Habermas, Jürgen (1981b). *Theorie des kommunikativen Handelns. Band 2. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*. Frankfurt am Main.
- Habermas, Jürgen (1993 (1963)). »Analytische Wissenschaftstheorie und Dialektik«. In: Adorno, Theodor W., Hans Albert u. a. *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. München, S. 155–192.
- Habermas, Jürgen (1973 (1968)). *Erkenntnis und Interesse. Mit einem neuen Nachwort*. Frankfurt am Main.
- Habermas, Jürgen (2004 (1999)). *Wahrheit und Rechtfertigung. Philosophische Aufsätze. Erweiterte Ausgabe*. Frankfurt am Main.
- Harari, Yuval Noah (2013). *Eine kurze Geschichte der Menschheit*. München.
- Hayek, Friedrich A. von (2005 (1960)). *Die Verfassung der Freiheit*. Tübingen.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1970). *Phänomenologie des Geistes*. Frankfurt am Main.
- Hobsbawm, Eric J. (2004 (1990)). *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*. Frankfurt am Main, New York.
- Infratest dimap (2022a). *ARD Deutschlandtrend. Oktober 2010*. URL: https://www.infratest-dimap.de/fileadmin/_migrated/content_uploads/dt1010_bericht.pdf (besucht am 30.10.2022).
- Infratest dimap (2022b). *Gendergerechte Sprache – KW 19/2021. Bewertung gendergerechter Sprache*. URL: https://www.infratest-dimap.de/fileadmin/_processed_/4/9/csm_BUS_WamS_KW20_Folie9_6c6033d65a.png (besucht am 30.10.2022).
- Kotthoff, Helga (28. Jan. 2022). »Zwischen berechtigtem Anliegen und bedenklicher Symbolpolitik«. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 5-7/2022. URL: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/geschlechtergerechte-sprache-2022/346083/zwischen-berechtigtem-anliegen-und-bedenklicher-symbolpolitik/> (besucht am 06.12.2022).
- Kotthoff, Helga und Damaris Nübling (2018). *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen.
- Kronschläger, Thomas (31. Aug. 2020). *Entgendern nach Phettberg im Überblick*. Researchgate. URL: https://www.researchgate.net/publication/343974830_Entgendern_nach_Phettberg_im_Ueberblick (besucht am 13.05.2021).
- Kronschläger, Thomas (28. Jan. 2022). »Entgendern nach Phettberg«. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 5-7/2022. URL: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/geschlechtergerechte-sprache-2022/346085/entgendern-nach-phettberg/> (besucht am 06.12.2022).
- Kuhn, Thomas S. (1967). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main.
- Loo, Hans van der und Willem van Reijen (1992 (1990)). *Modernisierung. Projekt und Paradox*. München.

- Luhmann, Niklas (1986). *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* Opladen.
- Luhmann, Niklas (1988). *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (1993). *Das Recht der Gesellschaft*. Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (1996). *Die Realität der Massenmedien*. Opladen.
- Luhmann, Niklas (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (2000). *Die Politik der Gesellschaft*. Frankfurt am Main.
- Luhmann, Niklas (1995 (1994)). »Inklusion und Exklusion«. In: *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Opladen, S. 237–264.
- Mannheim, Karl (1964 (1928)). »Das Problem der Generationen«. In: *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*. Neuwied am Rhein und Berlin, S. 509–565.
- Müller-Spitzer, Carolin (28. Jan. 2022). »Zumutung, Herausforderung, Notwendigkeit? Zum Stand der Forschung zu geschlechtergerechter Sprache«. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 5-7/2022. URL: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/geschlechtergerechte-sprache-2022/346089/zumutung-herausforderung-notwendigkeit/> / (besucht am 06.12.2022).
- Nassehi, Armin (1999 (1997)). »Inklusion, Exklusion – Integration, Desintegration. Die Theorie funktionaler Differenzierung und die Desintegrationsthese«. In: *Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne*. Opladen/Wiesbaden, S. 105–132.
- Niedermaier, Hubertus (2017). *Wozu Demokratie? Politische Philosophie im Spiegel ihrer Zeit*. Konstanz und München.
- Nix, Heribert (2021). *Wozu Liberalismus? Struktur, Krise und Perspektiven liberaler Demokratie*. München.
- Pollatschek, Nele (28. Jan. 2022). »They: Gendern auf Englisch«. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 5-7/2022. URL: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/geschlechtergerechte-sprache-2022/346079/they-gendern-auf-englich/> (besucht am 06.12.2022).
- Popper, Karl R. (2005 (1934)). *Logik der Forschung*. Tübingen.
- Pusch, Luise F. (1980). »Das Deutsche als Männersprache. Diagnose und Therapievorschläge«. In: *Das Deutsche als M nnersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik*. Frankfurt am Main, S. 46–68.
- Rödder, Andreas und Silvana Rödder (28. Jan. 2022). »Sprache und Macht«. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 5-7/2022. URL: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/geschlechtergerechte-sprache-2022/346076/sprache-und-macht/> (besucht am 06.12.2022).
- Schimank, Uwe (1996). *Theorien gesellschaftlicher Differenzierung*. Opladen.
- Stichweh, Rudolf (2005 (1988)). »Inklusion in Funktionssysteme der modernen Gesellschaft«. In: *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*. Bielefeld, S. 13–44.
- Teich, Erin G., Jason Z. Kim u. a. (6. Okt. 2022). »Citation inequity and gendered citation practices in contemporary physics«. In: *Nature Physics* 18/2022. URL: <https://www.nature.com/articles/s41567-022-01770-1> (besucht am 07.12.2022).
- Weber, Max (1988 (1904)). »Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus«. In: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*. Tübingen, S. 17–206.
- Weber, Max (1988 (1919)). »Wissenschaft als Beruf«. In: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen, S. 582–613.
- Wehling, Elisabeth (2016). *Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht*. Köln.
- Zürn, Michael (1998). *Regieren jenseits des Nationalstaats. Globalisierung und Denationalisierung als Chance*. Frankfurt am Main.

Zur Person

Heribert Nix, Arbeitsschwerpunkte: Sozialphilosophie, Gesellschaftstheorie, Internetsoziologie, Demokratietheorie. E-Mail: hn@heribert-nix.de